

Leseprobe

BEATE MÜLLER

TANZ DER ILLUSION

DER PREIS DER ERKENNTNIS

Leseprobe



Einführung

Einst war Abriana die glücklichste aller Welten. Dewas und Menschen lebten lange und strahlten vor Gesundheit und Glück.

Alle hatten Zugriff auf Magie, mit deren Hilfe sie unfassbare Wunder schufen. Gemeinsam führten die Völker ein erfülltes und friedliches Leben. Sie lebten in gegenseitiger Verbundenheit mit sich und der Welt. Wörter wie Krieg, Not oder Angst waren ihnen unbekannt. Und sie wussten, dass der Tod nur ein Übergang auf eine andere Ebene war.

Tief verborgen in den Wäldern lebten die Alten Götter. Sie waren bei den Völkern in Vergessenheit geraten – niemand betete sie mehr an. Zwölf von ihnen war dieses Leben aber nicht genug. Sie stifteten Unruhe, wann immer sie Gelegenheit dazu fanden. Zur Strafe wurden sie in Dämonengötter verwandelt. Doch anstatt Reue zu zeigen, ersannen sie eine grausame Rache. Sie brachten ein Gift in Umlauf, dass die Herzen aller Wesen verdunkelte. Es machte Dewas und Menschen blind für die Liebe und sie verfielen den Dunklen Emotionen. Das Gift war übertragbar und verbreitete sich wie eine Seuche.

Die Dämonengötter wurden gejagt und kamen dabei ums Leben. Das Wissen um ein Gegengift nahmen sie mit ins Grab. Nur Zweien gelang es, unbemerkt zu entkommen.

Abriana geriet aus dem Gleichgewicht. Es kam zu Unruhen, die ihren Höhepunkt in der Blutnacht fanden, in der die Menschen zahllose Dewas meuchelten. Um einen Krieg zu verhindern, wurde eine Trennung der Völker beschlossen.

Nur eine Gemeinschaft blieb bestehen: ein Geheimbund aus Menschen und Dewas. Sie schufen mächtige Zauber und Vorkehrungen, dann hüllten sie sich ins Vergessen. Entschlossen dem Niedergang, der Zeit, ja selbst dem Tod zu trotzen.

Das war vor über fünfhundert Jahren.

Heute ist Abriana durch ein Gebirge in zwei Hälften geteilt. Im Osten siedeln die Menschen. Das Gift in ihnen hat die Magie verdrängt. Sie altern schnell, haben die Vergangenheit vergessen und leben in ständiger Angst vor den Dewas.

Der Westen gehört den Dewas. Sie kümmern sich nur um ihre Angelegenheiten und sind in den Jahren unfruchtbar geworden. Dafür wissen sie, sich vor dem Gift zu schützen. Doch der Status quo ist fragil. Es genügt ein Moment der Unachtsamkeit, und sie verwandeln sich in blutrünstige Monster.



Prolog

Der Hüter stand auf einem Felsenriff und schaute unverwandt in den Nachthimmel. Das Meer umtoste es mit peitschenden Wellen. Seit drei Tagen schon stand er hier, an der Grenze seines Reiches, den Wind stetig im Rücken. Es verlangte ihn nach Antworten.

Hartnäckig und geduldig versuchte er, über das Offensichtliche hinwegzusehen.

Er liebte diesen unwirtlichen Platz, diese graue Klippe, die weiter ins Meer ragte als die anderen und nur durch einen schmalen Grat mit dem Festland verbunden war. Direkt vor ihm fiel die Klippe fünfzig Meter senkrecht ab. Mit jeder Welle hörte er die urgewaltige Kraft des Ozeans, ja er fühlte sogar die Erschütterung im Felsen, der sich unbeugsam dagegenstemmte. Das Land war spitz und zerklüftet, aber nicht bereit, nachzugeben.

Der Hüter konnte sie immer spüren, die Veränderungen, lange bevor er ihre Auswirkungen erfassen konnte. Auch dieses Mal war es so – im Gefüge des Lebens hatte sich etwas verändert, etwas von Bedeutung.

Seit drei Tagen fehlte ein weiterer Stern.

Er blickte in den Nachthimmel, der mit einzelnen Sternen überzogen war; sein wacher und klarer Blick war in die Ferne gerichtet.

Wenn er so wie jetzt in den Himmel schaute, wusste er immer, dass alles möglich war. Alles Enge und Rigide fiel von ihm ab. Die Grenzenlosigkeit zog ihn an, weil sie seinem Wesen zutiefst entsprach.

Doch heute half sie ihm nicht weiter.

Er streckte seinen straffen, elastischen Körper, öffnete die Flügel und schloss sie wieder.

Seine Farbe war von einem so reinen Dunkelblau wie die soeben hereinbrechende Nacht bei klarem Himmel. Das Sternenlicht brach sich in der Zeichnung unter seiner Haut und brachte sie zum Funkeln. Wie um ihn an ihre Verwandtschaft zu erinnern. So als ob sein Körper ein Abbild des Nachthimmels wäre, mit all seinen Sternbildern, Asteroidenfeldern, Monden und Planeten.

Seine großen Flügel wiesen die Struktur von starker Seide auf. Sie erinnerten, genau wie sein Haar, am Tag an das metallische Gefieder des Stars, in der Nacht aber an reines Sternenlicht. Seit über tausend Jahren steckte er in diesem Körper. Diese Zeit hatte er genutzt, um das Gefüge der Lebewesen zu studieren. Er kannte die äußere, innere und geheime Beschaffenheit des Netzwerks, in dem alles Leben eingebettet war. Wie die Wurzeln in einem alten Wald oder die Sterne, zu denen er gerade aufschaute, die alle mit ihrem Licht verbunden waren. Und nun fehlte wieder einer.

Seitdem das Gift der Dämonengötter Menschen und Dewas dazu gebracht hatte, sich getrennt vom Netzwerk zu fühlen, nahm die Anzahl der Sterne ab. Früher war das Firmament ein Rausch aus wirbelndem, klarem Sternenlicht gewesen. Damals hatten sie für alle Wesen, die in den Himmel schauten, getanzt und gesungen.

Die Sterne, sie waren einer nach dem anderen verschwunden. Manche wurden erst trüb, dann dunkel wie Schatten und verschwanden. Andere, so wie der Stern, den er jetzt vermisste, erloschen plötzlich. Er war das hellste Gestirn im Sternbild des Löwen gewesen. Und trotzdem war es dieses Mal anders. Er glaubte zu wissen, was geschehen

war, aber er konnte keine Gewissheit erlangen. Etwas blockierte seine Sicht, als ob ein Schleier über die Geschehnisse geworfen worden war.

Wieder öffnete und schloss er seine Flügel, doch diesmal knallten sie laut.

Neben dem Hüter erschien eine helle Frauengestalt. »Na, bist du etwa ungeduldig?«, fragte sie mit unschuldigem Ton.

Er drehte sich um und sah den Schalk in ihren Augen blitzen. Sie musste das Knallen der Flügel gehört haben.

Die Frau musterte den Hüter aufmerksam. Er war berühmt für seine Geduld, aber die Ereignisse der letzten Jahrhunderte hatten auch an seiner Substanz genagt.

Der Hüter wandte sich der Menschenfrau zu und verbeugte sich leicht. »Melia, ich sehe dich.« Er wusste, sie war nur gekommen, um ihn aufzumuntern.

»Wieder das Übliche?«, fragte sie in einem ernsteren Tonfall, ihre Stimme dunkel und voll.

»Nein, diesmal ist es anders. Und ich fürchte, ich trage dafür die Verantwortung. Ich kann leider nicht herausfinden, was genau passiert ist. Etwas blockiert meine Sicht. Aber ich spüre es in meinem ganzen Sein. Dieser verschwundene Stern ist für uns von großer Bedeutung.« Seine Stimme war heiser, er hatte seit Tagen nicht gesprochen. Wieder blickte er in den Nachthimmel, und wie zu sich selbst murmelte er: »Es ist, als würde ein Stein in einen ruhigen See fallen, als würden sich die Kreise ausbreiten.«

Melia legte ihre weiße Hand auf seinen blauen Arm und blickte ebenfalls nach oben. So standen sie einträchtig einige Zeit beisammen: der helle Mond und die klare Nacht.

»Könnte es einen Wandel anzeigen?«, fragte sie zögernd.

»Meinst du, dass sich endlich ein Mensch zu uns herüber wagt, nach all den Jahrhunderten? Dass sie Abgesandte schicken, so wie es im Völkervertrag vereinbart war?« Er lachte traurig auf. »Nein, die Menschen haben uns und Abriana vergessen. Überleg doch, wie viele

Menschengenerationen seit der Trennung unserer Völker und dem Abschluss des Übereinkommens vergangen sind. Die Verhandlungspartner, der Kaiser, und dessen Nachkommen sind längst zu Staub zerfallen. Ihre kurze Lebensspanne macht die Menschheit vergesslich. Was für uns klare Erinnerungen sind, weil wir es selbst erlebt haben, ist für sie ein Mythos. Schließlich konnten sie sich auch nicht mehr an die friedlichen und fruchtbaren Zeiten des Zusammenlebens unserer beiden Völker erinnern. Und genau so ist der Völkervertrag ausgefallen, er wurde diktiert von Angst und Misstrauen.«

Eine frische Böe fegte vom Meer zur Klippe hinauf und hüllte die beiden in einen feinen Nebel aus Gischt. Melias weißes Kleid blähte sich dabei auf, und ihr weißblondes Haar wehte im Wind.

Beide lachten auf, so fröhlich und ungezwungen wie Kinder.

»Das Meer und der Wind scheinen dir zu widersprechen, mein verehrter Hüter«, kickte Melia. Das Lachen strahlte in ihrem Gesicht, ihre silbergrauen Augen funkelten.

Die Zähne des Hüters blitzten, doch es war nicht nur die Freude des Augenblicks. Seinem aufmerksamen Blick war die Veränderung am Himmel nicht entgangen.

»Schau nur, Melia! Ein weißer Feuerdrache!« Mit einer Hand deutete er auf den Kometen, der hoch über ihnen erschienen war, mit der anderen griff er nach der Hand der Frau und drückte sie fest. Noch war der Komet weit entfernt, doch bereits jetzt strahlte er hell. Stauend blickten sie zu dem silbrig-strahlenden Himmelskörper empor, der einen weiten Schweif sprühender Lichtfunken hinter sich herzog.

»Es ist das erste gute Zeichen seit Jahrhunderten!«, rief Melia, dann wurde ihre Stimme sanft: »Ist *sie* das?«

Er schaute unverwandt zu dem Feuerdrachen empor. Plötzlich huschte ein sehnsüchtiger Ausdruck über sein konzentriertes Gesicht, und er keuchte: »Ja, sie ist es! Ich kann sie spüren. Sie hat sich auf den Weg nach Abriana gemacht. Bald werde ich sie wiedersehen.«

»Die Zeit des Wartens ist endlich vorbei. Der Wendepunkt ist nahe!«, rief sie mit halb erstickter Stimme.

»Endlich!« Er packte sie an den Hüften und wirbelte sie jauchzend herum. Mit seinen Flügeln hielt er das Gleichgewicht, während er sich mit ihr in schnellen Kreisen drehte.

Tränen liefen ihr über das Gesicht. Sachte stellte er Melia wieder auf ihre Füße und wischte sie ihr von den Wangen. »Würdest du mir Gesellschaft leisten bei einem Flug zu den Sternen?«

»Ja«, sagte sie lachend und schluchzte gleichzeitig. »Ja, aber nicht in diesem Kleid.«

Einen Augenblick später war es verschwunden. Sie trug eine dick gefütterte Hose, zusammen mit einer Lammfelljacke. Ihr langes Haar lag eingeflochten am Kopf.

Der Hüter zog eine Augenbraue hoch. »Ein Wärmezauber hätte es auch getan.«

»Dann flattert das Kleid aber immer albern um mich herum, das mag ich nicht.«

»Ich schon«, brummelte er.

»Klar. Du bist ein Mann«, konterte Melia, öffnete ihre Arme und schaute ihn erwartungsvoll an. »Ich wäre bereit für den Ausflug.«

Er nahm sie in seine starken Arme und zog die Flügel eng an den Körper. Dann stürzte er sich mit ihr im freien Fall von der Klippe. Sie jauchzten beide vor Lebensfreude. Kurz bevor sie auf den Wellen aufschlugen, entfaltete der Hüter seine mächtigen Schwingen und schoss, kräftig mit den Flügeln schlagend, mit ihr zu den Sternen empor.



Auf der Jagd

Diana

Die Kälte des frühen Morgens weckte Diana aus unruhigem Schlaf. Mit klappernden Zähnen richtete sie ihren mageren Körper aus der zusammengekauerten Haltung auf. Sie gähnte, dann lockerte sie das Halteseil, mit dem sie sich festgebunden hatte, um nicht vom Baum zu fallen.

Das war wirklich eine schlimme Nacht gewesen, sie hatte vor lauter Kälte kaum ein Auge zugetan. Sie tastete nach ihrer Ausrüstung und stellte beruhigt fest, dass Tragekorb, Bogen und Köcher noch da waren. Verschlafen rieb sie sich über ihr Gesicht und spürte dabei scharf abgesetzte Konturen, hohe Wangenknochen und den Höcker auf ihrer Nase. Schnell kämmte sie ihre Haarmähne aus goldblonden Locken mit den Fingern durch, bevor sie die widerspenstigen Haare zu einem straffen Zopf flocht, damit sie ihr nicht im Weg waren. Aus ihrem Tragekorb kramte sie nach etwas Essbarem. Während sie auf dem alten Brot herumkaute, lockerte und dehnte sie ihre langen, sehnigen Gliedmaßen. Sie war auf der Jagd, und eine Verletzung konnte sie sich schlicht nicht leisten.

Doch heute war Diana nicht auf das übliche Wild aus, heute wollte sie eine ganz andere Art von Beute erlegen. Wut kochte in ihr hoch,

und sie zwang sich, ruhig weiter zu kauen. Wenn sie Erfolg haben wollte, musste sie sich beherrschen.

Vor einer Woche hatte alles angefangen. Die Fallen, die sie in ihrem üblichen Jagdrevier ausgelegt hatte, waren geplündert und zerstört worden. Sie hatte neue gebaut, aber bei der nächsten Kontrolle hatte sie abermals eine Verwüstung vorgefunden. Seither hatte sie keine Beute mehr für ihre Familie nach Hause gebracht. Ihr schauderte, als sie an die zerrissenen und zerbissenen Netze und Schlingen dachte, an die blutigen Federn und Fellstücke. Erst hatte sie es für Zufall gehalten; es kam schon mal vor, dass ein Raubtier ihre Fallen plünderte. Beim zweiten Mal hatte sie es mit der Angst zu tun bekommen, besonders als ihr die Systematik auffiel. Die Plünderung ließ Methode erkennen.

Drei Tage hatte sie sich nicht in den Wald getraut, bis sie ein Familienstreit wieder an ihre Pflicht erinnerte. Diana hatte sich für eine mehrtägige Jagd gerüstet und war dann zurück in ihr Revier gelaufen. Erneut fand sie ihre Fallen ausgeraubt und zerstört vor. Ihre Wut hatte sie alle Angst vergessen lassen. Sie war sich sicher: Ein Dämon trieb sein Unwesen in ihrem Jagdrevier. Aber Diana hatte eine Familie zu ernähren und über den Winter zu bringen, und nichts und niemand würde sie davon abhalten.

Und so war sie nicht nach Hause gegangen, sondern hatte die Fährte aufgenommen. Wenn die Angst vor der Bestie zu groß wurde und versuchte, sie zum Umkehren zu bewegen, musste sie nur an die hageren Gesichter ihrer Familie denken. So getrieben folgte sie der Spur des Dämons, immer tiefer in den Wald. Immer weiter nach Westen in Richtung des Eisenbanns. Das Gebirge bildet eine unpassierbare Barriere aus schneebedeckten Bergen und Gletschern – der Grenze des Menschenreichs.

Bis auf die Fährte gab es kein Anzeichen von Leben im Wald, selbst die Vögel waren verstummt. Es war so unnatürlich still, als ob alles Leben verloschen war oder die Tiere beschlossen hatten, umzusiedeln.

Nur das trockene Herbstlaub raschelte, wenn der Wind durch den Wald fuhr.

Der Grenzwald hatte sie schon oft das Fürchten gelehrt. Nur der Forst, in der Nähe des Dorfes, der von den Dorfbewohnern genutzt wurde, war sicher. Hier war er allem Geheimnisvollen beraubt.

Doch in Richtung Eisenbann war er wild und gefährlich. Dort wuchsen uralte Baumriesen, die so hoch waren, dass man ihre Spitzen nicht erkennen konnte. Dicke, oberirdische Wurzeln schlängelten sich durch den Wald, und schwere Wipfel stöhnten im Wind. Zwischen umgestürzte Baumstämme ragten weiße Baumgerippe auf, trotzten der Schwerkraft lange über ihren Tod hinaus.

Unzählige Bäche flossen durch den Urwald, an denen Biber ihre Dämme gebaut hatten und Sumpflandschaften entstanden waren. Gebiete, die Diana gerne mied, weil sie vor Mücken nur so wimmelten. Der Grenzwald war der Lebensraum von Raubkatzen, Wölfen und Bären. Er barg eine uralte Wildheit in sich, und kein Mensch mit klarem Verstand würde es hierherwagen.

Diana kannte nur wenige, die hier auf die Jagd gingen. Vor vielen Jahren war Dymas, ihr Bruder, einer von ihnen gewesen. Und jetzt war es Diana – aber sie hatte gelernt, auf sich aufzupassen.

Doch diesmal griff ein Grauen nach ihr, das nichts mit ihrer Furcht vor dem Wald gemein hatte. Es war tiefer und zugleich subtiler. Es war eine jahrhundertealte Angst vor grausamen Mächten, vererbt von einer Generation auf die nächste.

Trotzdem hatte sie sich nicht aufhalten lassen. Sie war gut vorangekommen und gestern Nachmittag waren die Prankenabdrücke des Dämons deutlich geworden. Die Spur war frisch und das Überraschungsmoment auf ihrer Seite. Bestimmt erwartete er keine Verfolger. Doch er hatte sich nicht blicken lassen, und die hereinbrechende Dunkelheit hatte Diana zu einer Rast gezwungen. Der sicherste Platz war ihr auf einem Ast einer alten Tanne erschienen.

Würde sie heute auf den Dämon treffen? Ein bisschen merkwürdig war die Spur schon. Anfangs verlief die Fährte im Zickzack durch den Wald, doch nach etwa einem halben Tag war sie auffällig geradlinig geworden. Sie führte jetzt direkt nach Westen, so als habe er ein Ziel im Sinn. Sie schnaubte abfällig. Es machte keinen Sinn, sich darüber Gedanken zu machen. Woher sollte sie wissen, was in dem Verstand eines Dämons vor sich ging?

Behände kletterte sie vom Baum und sprang geschmeidig herunter, mittenhinein in frische Prankenabdrücke. Ihr wurde heiß und kalt zugleich. Bei den verlorenen Göttern: Er hatte sie gefunden! Alarmiert riss sie einen Pfeil aus dem Köcher und spannte die Sehnen ihres Bogens. Mit dem Rücken zur Tanne sicherte sie das umliegende Gebüsch. Nichts bewegte sich.

Sie hielt den Atem an. Er war ganz in ihrer Nähe.

Rechts vor ihr grollte es. Diana zuckte zusammen, schwang den Bogen in die Richtung und lauschte. Das Grollen ging in ein seltsames Japsen über, so als ersticke gleich jemand. *War der Dämon krank? Oder –nein, das konnte nicht sein! Oder doch?* Das Japsen setzte sich fort und hörte sich bald darauf wie ein heftiger Schluckauf an.

Jetzt war sie sich sicher: Er lachte sie aus.

»Wenn ich dich erwische, schlägt dein letztes Stündchen«, schrie Diana in den Wald. »Zeig dich, dann werden wir sehen, wer zuletzt lacht.«

Das Geräusch verstummte. In einem Gebüsch, etwa einen Steinwurf entfernt, raschelte es. Diana schoss. Der Pfeil blieb stecken. Sofort legte sie einen zweiten auf die Sehne und schlich vorsichtig auf das Gebüsch zu.

Der Pfeil steckte in einer dicken Wurzel. Sorgsam darauf bedacht, seine Spitze nicht zu berühren, zog Diana ihn heraus und steckte ihn zurück in den Köcher. Dann betrachtete sie das Dickicht. Dicke Moospolster waren unter den Büschen zusammengetragen und plattgedrückt worden. Der Dämon hatte es sich hier die Nacht über

bequem gemacht und beobachtet, wie sie auf dem Baum geschlafen hatte.

Er hatte sie nicht nur gefunden; er wusste, dass sie ihm folgte. Wenn er klettern konnte, warum hatte er sie nicht angegriffen? Bestimmt wäre es für ihn ein Leichtes, sie vom Baum zu holen. Und wenn er auf keine Konfrontation mit ihr aus war, warum hatte er nicht die Nacht genutzt, um soweit davonzulaufen, wie er konnte? Auf was wartete er?

Es gab nur eine Antwort: Der Dämon hatte eigene Pläne mit ihr.

Diana stellten sich die Nackenhärchen auf, sie stöhnte. Alles passte zusammen. Warum war ihr das nicht sofort aufgefallen? Sie hatte sich doch im Dorf erkundigt. Es waren nur ihre Fallen zerstört worden. Der Dämon versuchte, sie wegzulocken, und sie war ihm, so wütend wie sie war, tatsächlich gefolgt. Wie dumm von ihr! Sie sollte es wirklich besser wissen. War nicht hier, ganz in der Nähe, vor fünf Jahren ihr Bruder Dymas verunglückt? Er sprach nie darüber, nicht einmal, wenn er betrunken war, doch sie vermutete seit Langem, dass es sich nicht um einen Unfall, sondern um einen Überfall gehandelt haben musste. Ein Dämon hatte ihren Bruder aufgelauert, und nun war einer hinter ihr her.

Doch sie war zu weit gegangen, um noch umzukehren. Selbst wenn sie könnte, würde sie es nicht tun. Sie wollte Vergeltung!

Es war Zeit, ihre Strategie zu ändern. Sie würde ihm eine Falle stellen.

*

Es war früher Nachmittag, als Diana fertig war. Achtsam atmete sie den feucht-frischen Duft der Erde ein. Versuchte, zu der Erde zu werden, zu einem Teil des Baums, an den sie sich schmiegte. Sie hatte ihren Körper mit Schlamm eingerieben, um ihren menschlichen Geruch zu überdecken, und stand gut verborgen am Waldrand. Von ihrem Versteck aus blickte sie zur Lichtung, wo ein Meer aus gelbgoldenem Herbstgras in der kühlen Brise wogte. Ein grüner Teich lag

in der Mitte, umgeben von Schilf, dessen flaumige Ähren im milden Licht der Nachmittagssonne glänzten. Es sah aus, als wäre der Teich von einer Erntedankkrone umschlungen.

Aus dem Süden floss vom Wald ein Bach in den Teich. Auf der Westseite befand sich eine weite, mit struppigem gelbem Gras bewachsene Wiese, unterbrochen von vereinzelt aufragenden Felsen. Die Wiese ging in ein offenes Ufer über, und ein Wildwechsel führte direkt dorthin. Hier kamen die Tiere in der Dämmerung zum Trinken. Von der unheilvollen Stille des Waldes war auf der Lichtung nichts zu spüren.

Der Platz war ideal!

Diana hatte sich von der Fährte abgewandt und geschickt einige Fallen am Teich platziert. Dann hatte sie den Bach durchwaten und war im großen Bogen nach Westen gegangen, bis sie einen geschützten Platz mit freiem Schussfeld fand. Jetzt war der Dämon am Zug. Wenn er auf ihren Ruin aus war, konnte er es nicht zulassen, dass sie Beute erlegte. Er würde kommen, um ihre Fallen zu plündern.

Der Nachmittag zog träge dahin. Diana verfiel ihren Tagträumen, zurück in ihre Kindheit, als sie glücklich mit Dymas zusammen auf die Jagd gegangen war. Ihr Bruder hatte sie auf seine Streifzüge immer gerne mitgenommen und sie den zwei jüngeren Schwestern vorgezogen. Dymas hatte ihr alles beigebracht, was er sich bei anderen Jägern abgeschaut oder mühsam selbst gelernt hatte. Diana war damals wie eine Klette an ihm geblieben. Dafür hatte sie ihre Pflichten im Haushalt vernachlässigt und sich viel Unmut zugezogen.

Sie lächelte bei den Gedanken an diese glücklichen Jahre. Dann verblasste ihr Lächeln, und es blieb nur noch ein schaler Geschmack von Verlust. Das war alles so lange her, als hätte es in einem anderen Leben stattgefunden.

Konzentrier dich, ermahnte sich Diana, diese Zeiten sind vorbei, jetzt bist du an der Reihe, deine Pflichten der Familie gegenüber zu erfüllen

– *sie lebend durch den Winter zu bringen.* Als ob sie die Last, die auf ihren breiten, aber viel zu knöchigen Schultern ruhte, auch nur einen Augenblick vergessen würde.

Als sich vor fünf Jahren die Ereignisse überschlugen, als eine Katastrophe auf die andere folgte, da hatte es ihr den Boden unter den Füßen weggezogen. Im Dorf war ein Fieber ausgebrochen, und ihre Mutter, die Heilerin, war zu den Erkrankten gegangen und hatte sich angesteckt. Die gesamte Familie war krank geworden, doch am schlimmsten hatte es ihre Mutter erwischt. Weder die Hebamme Gertrud noch ihre Schwester Konane hatten ihr helfen können, und für einen Arzt aus Griswalde hatten sie kein Geld gehabt. In kurzer Zeit erlag Alisha dem Fieber, und die Trauer hatte ihren Vater völlig gelähmt. Er hatte sich nicht mehr um seine Kunden in Griswalde gekümmert und sie waren verarmt. Diana war es, als ob sie gleichzeitig Mutter und Vater verloren hätte.

In dieser Zeit war Dymas öfters im Wald als zu Hause anzutreffen gewesen, er hatte die bedrückende Atmosphäre nie lange ausgehalten.

Dann, an einem Tag im Herbst, war er nicht mehr von der Jagd zurückgekehrt. Sie waren nicht gleich beunruhigt gewesen, doch als sie ihn dann suchten, fanden sie ihn schwer verletzt im Wald. Die Kleidung hing ihm zerfetzt und blutdurchtränkt am Körper, seine rechte Seite war aufgeschlitzt, seine Hüfte ausgerenkt, und er hatte Krallenspuren an Armen und Beinen. Trotz Konanes Bemühungen hatte er sich nie vollständig von seinen Verletzungen erholt, er war zum Krüppel geworden. Diana hatte ihn damals nicht begleitet, weil sie auf ihre Geschwister aufpassen musste, und bis heute wusste niemand, was ihm widerfahren war. Er weigerte sich, darüber zu sprechen. Und dann hatte er angefangen zu trinken.

Mit fünfzehn Jahren war es plötzlich ihre Aufgabe, die Familie zu versorgen. Der Acker und der Bauerngarten genügten nicht, um sie zu ernähren. Da war Diana an Dymas statt auf die Jagd gegangen, für zusätzliches Fleisch und Felle zum Verkauf.

Natürlich warnten die Dorfbewohner sie. Nie wurden sie müde, ihr Legenden über die Länder hinter dem Eisenbann zu erzählen. Diana hatte sie immer als Schauernmärchen abgetan. Jetzt erwiesen sie sich auf einmal als brutale Realität und hatten ihren Glauben an das Gute und Gerechte im Leben zerstört.

Nicht jetzt, ermahnte sie sich, du musst wachsam bleiben!

Vorsichtig verlagerte sie ihr Gewicht und lockerte ihre Schultern. Ihr Rücken schmerzte und der Magen knurrte. Sie ignorierte es.

Enten ließen sich auf dem Teich nieder und paddelten fröhlich umher, dann flogen sie davon. Immer wieder kamen kleinere Tiere aus dem Wald zum Trinken, doch keins löste eine Falle aus. *Verflixt, ich habe mir zu wenig Mühe gegeben!*

Die Sonne stand nun tief hinter Diana, ihre Strahlen färbten alles in satte Orange- und Rottöne, und kleine Nebelbänke umwaberten den Teich. Der Abend war hereingebrochen.

Am Waldrand knackte es. Diana erstarrte. Da war es wieder. Etwa Großes bewegte sich im Zwielight des Ostwaldes.

Ein Rehbock tauchte auf. Ihr Herz schlug schneller. Das Tier näherte sich vorsichtig entlang des Schilfgürtels, jederzeit bereit, wieder in den Wald zu springen. Je näher es der Lichtung kam, umso entspannter wurde es. Arglos senkte es den Kopf und knabberte am gelben Gras.

Sie schätzte den Rehbock auf drei Jahre, er hatte sich einen fetten Winterspeck angefressen, sein Fell glänzte. Was für ein prächtiger Bursche! Zu schade, ihr Pfeil war heute für jemand anderen bestimmt.

Der Bock trat geziert an die Wasserstelle. Diana hielt den Atem an. Er senkte anmutig den Kopf und erstarrte. Die verborgene Fangschlinge hatte sich um seinen Hals gelegt. Panisch sprang er zur Seite, und die Schlinge zog sich zu. Röchelnd und mit weit aufgerissenen Augen blieb er in ihr hängen. Erwartungsvoll richtete sich Diana auf. Jetzt würde sich zeigen, ob der Dämon ihre Fallen ein weiteres Mal räubern würde.

Ihr Herz setzte einen Schlag aus.

Hinter dem Rehbock sprang ein sandgelber Löwe hervor. Seine orangerote Mähne umwehte ihn wie ein Flammenkranz. Er rannte zu der Falle.

Verdammt, war der riesig! Fast hätte sie sich verraten und laut geflücht. Sie unterdrückte ein Zittern. Angst wollte ihren Körper durchschütteln. Stattdessen legte Diana ihren besten Pfeil auf ihn an. Die Eisenspitze schimmerte grün. Sie hob den Bogen, spannte die Sehne und wartete auf den richtigen Augenblick.

Dass der Dämon die Gestalt einer Raubkatze angenommen hatte, war ihr längst klar. Schließlich konnte sie sich mit Spurenlesen aus. Aber er war viel größer, als sie sich vorgestellt hatte, und listig. Während sie dachte, er befände sich im Wald, hatte er sich hinter einem Felsbrocken im hohen Gras verborgen und sie beobachtet.

Das Biest war tödlich! Sie kniff die Augen zusammen. Täuschte sie sich, oder war da ein Leuchten um den Löwen auszumachen?

Der Löwe machte einen Satz. Diana widerstand dem Reflex, sich die Augen zu reiben. Er tötete nicht den Bock, wie sie vermutet hatte, sondern durchtrennte die Fangschlinge mit seiner Löwenklaue. Was trieb der Dämon denn da? Versuchte er den Rehbock zu befreien?

Einen Augenblick war es in Diana ganz still, so bizarr war die Szene. Sie schämte sich plötzlich, weil sie es gewesen war, die diese Schlinge ausgelegt hatte. Weil sie diesem wunderschönen Wesen solches Leid antat, und der Dämon das einzig Richtige tat.

Dann zersprang der Augenblick in tausend Stücke, und Wut brandete in ihr auf. Es war nicht ihre Schuld, dass sie so grausam sein musste. Ein Dämon hatte Dymas verletzt, und sie musste für das Fleisch am Tisch sorgen. Ihre Familie würde Hunger leiden, wenn sie mit der Jagd aufhörte, und wenn der Dämon sie zu fassen bekam, würde es für sie so schlimm enden wie mit Dymas. Oder schlimmer.

Dieser Löwe dürfte gar nicht hier sein! Er hatte kein Recht, sich in ihr Leben einzumischen. Ihre Wut verwandelte sich in Hass. Sie zielte

auf seine Seite, ein Stück hinter die Schulter. Ein Blattschuss direkt in sein Herz. Sie schoss. Der Pfeil flog, geladen mit ihrer brodelnden Wut und all ihrem Hass. Einen Wimpernschlag später brach das Biest neben dem Teich zusammen. Der Pfeil hatte sich tief in seine Seite gebohrt. Der befreite Rehbock wich dem Löwen aus und sprang mit lautem Getöse zurück in den Wald.

Diana legte einen zweiten Pfeil auf den Bogen. Vorsichtig näherte sie sich der Wasserstelle. Je näher sie dem Dämon kam, umso deutlicher wurde, dass er kein gewöhnlicher Berglöwe war. Er war riesig, ehrfurchterregend und edel. Sein Fell war eher golden als sandfarben, und die Mähne sah jetzt kupferfarben aus. Sein Körper schimmerte im Abendlicht wie Samt. Und seine Zähne! Sie stachen aus dem aufgerissenen Rachen hervor wie spitze, dreikantige Dolche. Zehn Schritte vor dem Berglöwen blieb Diana stehen. Ihr Herz raste. Jetzt meinte sie wieder das Leuchten um seine Gestalt wahrzunehmen.

Triumph erfüllte sie.

Sie hatte einen Dämon erlegt. Eins dieser unglaublich mächtigen Wesen aus dem Dewa-Land, auf der anderen Seite des Eisenbanns. Er hatte sie bedroht, und sie hatte ihn überlistet und erschossen!

Da lag er. Ein aus uralten Legenden entsprungenes Geschöpf. Er atmete nicht mehr. Nicht die kleinste Bewegung war zu erkennen, kein Heben und Senken der Flanke, kein Zittern der Gliedmaßen. Er hatte die Augen geschlossen, Blut floss aus der Wunde am Schulterblatt und befleckte die Erde.

Das Nervengift hatte ganze Arbeit geleistet.

Sie ergriff ihr Jagdmesser, kniete sich hin und wollte dem Biest die Kehle durchschneiden. In diesem Moment schlug seine Pranke zu. Der Hieb seiner langen, scharfen Krallen traf ihren linken Oberarm, drang mühelos durch ihre Kleidung und riss ihr Haut und Fleisch von den Knochen.

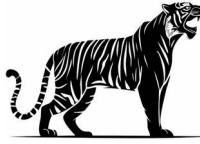
Sie schrie.

Und der Löwe stimmte mit einem markerschütternden Brüllen ein.

In ihrem Kopf verwandelte sich das Gebrüll in Worte: *DEWAMÖRDERIN mit Hass im Herzen höre was ich dir zu sagen habe. Das Gift in meinen Krallen wird dir nach vier Wochen den Tod bringen. Es gibt nur ein Gegenmittel. Im Fürstentum Adalia, hinter dem Eisenbann. Suche es – wenn du den Mut dazu hast. Nimm als Zeichen einen Reißzahn und eine Kralle mit. Doch sei auf der Hut, in Adalia lauern schlimmere Gefahren als eine tödliche Vergiftung auf dich, Menschenkind. Und dann, kaum hörbar, entglitt ihm ein sanftes Schnurren. Ja, du bist die Richtige. Ich bin mir sicher. Mach deine Sache gut, sie warten schon so lange auf dich!*

Die savannenfarbenen Augen des Löwen leuchteten auf und blickten Diana offen, ja nahezu freundlich an. Dann brachen sie, und auch der Glanz um die Tiergestalt erlosch.

...



Nicht-Wissen-Wollen

Maawiya

Maawiya fällt ins brodelnde Nichts. Die Wände rücken näher. Er weiß nicht, wie lange er schon fällt, doch er weiß, was ihn dort erwartet und will es doch nicht wissen.

Er will alles vergessen, wünscht sich blinde Unwissenheit.

Er will es nicht wissen!

Lean ist tot.

Er will es nicht wissen und kann es doch nicht vergessen. Seine Gedanken kreisen um diese drei Worte wie Geier über Aas.

Lean ist tot.

Er wird gewiss nie wieder glücklich sein können, denn er wird nie wieder ihr Lachen hören, ihre Nähe und rückhaltlose Verbundenheit erleben. Wer würde ihn noch einmal so lieben? Wen könnte er jemals so lieben?

Lean ist tot. Er wünschte sich, er wäre an ihrer Stelle gestorben.

Maawiya fällt durch Traurigkeit und Einsamkeit und Schmerz. Er widersetzt sich nicht, folgt der Lockung auf ewiges Vergessen. Er ist wund und müde, zu schwach, um seinen mentalen Schutz wieder aufzubauen.

Ohnmacht legte sich wie eine Decke um ihn, seltsam tröstlich und doch erdrückend. Er wollte sich ihr gerade völlig ergeben, sie in sich

einlassen, um endlich zu vergessen, da sah er eine Sternschnuppe aufblitzen.

Maawiya blinzelte. Da blitzte es wieder, silbernes Licht loderte auf und riss den Mantel der Traurigkeit in Stücke. Seine Lungen holten rasselnd Luft, er musste mit dem Atmen aufgehört haben.

Maawiya schaute in das Licht. Sein Fall verlangsamte sich. Eine kupferfarbene Frauengestalt ritt hoch aufgerichtet auf einem Löwen und lächelte ihm zu. Alles an ihr war offenherzig und zugleich erhaben, von ihren würdevollen Bewegungen bis hin zu ihrer königlichen Kleidung. Sie hielt einen Gegenstand aus reinem Sternenlicht in den ausgestreckten Händen.

»Lean?«

»Ich bin es, Bruder«, sagte sie in ihrer volltönenden Löwenstimme, die immer nur für ihn reserviert war. »Unterstehe dich aufzugeben!«

Er starrte sie an. »Aber wie ...«

Sie zuckte mit den Schultern. »Das spielt jetzt keine Rolle. Du darfst dich der Unwissenheit nicht ergeben. Sie wird dich vernichten. Du musst ihr widerstehen! Du bist kurz davor, dich zu wandeln. Damit wäre alles verloren, alles, wofür wir so viele Jahrhunderte gekämpft haben.« Ihre schräg stehenden Augen blickten ihn flehend an.

Maawiya verstand nicht. Er suchte nach Worten, die einen Sinn ergaben, in seinem Inneren waren nur noch Scherben und wirbelnde Nebelschwaden.

Aber da war Lean, und sie war seinetwegen hier. Mühsam reihte er Worte aneinander. »Wofür haben wir gekämpft?«

»Gegen die Ausbreitung der Verblendung und ihrer Gifte. Dafür, dass wieder alle Wesen glücklich sein können.« Ihr Licht durchschnitt den Nebel, in den sein Geist gehüllt war. »Erinnere dich, Maawiya, bitte erinnere dich.«

Ja, da war etwas. Er klammerte sich an eine Erinnerung, die bitter und süß zugleich war.

In seiner Erinnerung stand seine Schwester ihm gegenüber, der volle Mond leuchtete ihr in das tränennasse Gesicht. Auch seine Wangen waren feucht. Sie hielten sich an den Händen und blickten sich entschlossen in die bernsteinfarbenen Augen. Es war die Stunde ihrer Erkenntnis: Sie würden niemals ein normales Leben führen können, solange der Fluch des Donnerkeils – der auf allen Wesen in Abriana lastete – nicht gebrochen wurde. Und es war die Stunde ihrer Akzeptanz – sie würden nicht daran verzweifeln und zugrunde gehen. Sie würden kämpfen. In dieser mondhellen Nacht beschlossen sie, als Zwillinge zusammenzubleiben und den Fluch zu brechen. Ein Schwur, den sie an jedem Geburtstag erneuerten und der ihre Verbundenheit, ihr Geburtsrecht, jedes Jahr gestärkt hatte.

Und doch ...

»Du bist tot«, murmelte er und senkte den Kopf. Sofort umschloss ihn der wirbelnde Nebel fester, und er fiel wieder schneller.

»Ein Teil von mir wird immer in dir leben!«, rief Lean. Sie spornte ihren Löwen an und folgte ihm. Dann wurde ihre Stimme hart. »Du bist selbstsüchtig und suhlst dich im Selbstmitleid. Erwinnere dich an deinen Eid! Du hast geschworen, für das Glück aller zu kämpfen und niemals aufzugeben. Kämpfe jetzt! Komm zurück zum Licht und vergebende unsere Gabe nicht! Abriana braucht dich.«

Wieder drang ihr Strahlen bis zu Maawiya vor. Er griff danach, wollte ihre Hände nehmen und sie bitten, nicht böse mit ihm zu sein. Da hielt er plötzlich das Ende einer Strickleiter in den Händen. Eine Strickleiter aus reinem Sternenlicht.

Sein Fall stoppte abrupt. Es knackte und ächzte, und seine Schultern fühlten sich an, als ob sie herausgerissen wurden. Schmerzen durchbohrten ihn. Er schrie auf.

Diese Pein fühlte sich *real* an. Für einen Augenblick existierte nichts anderes: Keine Gedanken, keine Gefühle, keine Vergangenheit und keine Zukunft. Der Schmerz war die Gegenwart. Er war wirklich.

Die Schmerzen rissen ihn aus seiner Verdunklung. Mit all seiner Kraft klammerte sich Maawiya an die funkelnde Sprosse. Sein Rettungsanker, seine Himmelsleiter zurück ins Licht.

»Mit den besten Grüßen von Hetairos«, rief Lean. Ihr Licht nahm ab. »Er lässt dir ausrichten, du sollst an seine Worte denken. Er hält das Ende der Leiter und wird dich nicht loslassen.« Sie begann sich aufzulösen, Sternschnuppen tanzten um Maawiya.

»Lean, bleib bei mir!«, schrie Maawiya. »Ich will dich nicht verlieren!«

»Immer, ich bin immer bei dir. Du musst nur lernen, mich zu sehen.« Mit ihren Worten verschwanden die letzten Sternschnuppen in der Dunkelheit.

Maawiya zog sich Sprosse für Sprosse aus dem brodelnden Abgrund des Nicht-Wissens. Die leuchtende Leiter wurde zu seiner Rettungsleine. Sie war stabil und gab ihm Zuversicht. Sie hielt, und er ließ sie nicht los.

*

Ein Bild der Verheerung erwartete ihn, als er seine Sinne wieder beisammenhatte. Das Stadthaus, in dem er lebte, hatte sich in eine Wüste verwandelt. Entsetzt lief er durch das Innere und betrachtete die Trümmer, die von der Einrichtung übrig waren. Irgendwann in der Zeit seines tiefen Falls musste er sich in den Tiger verwandelt haben, ohne es zu bemerken.

Mit Krallen und Zähnen hatte er die Vertäfelung von den Wänden gerissen, die Vorhänge zerfetzt und das Parkett zerkratzt. Auf dem Boden lag ein Durcheinander von Glas, Holz und Steinsplittern. Füllungen quollen aus dem Sofa, den Kissen und dem Bett wie herausgerissene Eingeweide. Er hatte ganze Arbeit geleistet.

Zu seiner Erleichterung entdeckte er keine Blutflecken. Die Bedienteten hatten sich rechtzeitig in Sicherheit bringen können. Niemand

begegnete ihm, als er durch die Räume ging. Eine unnatürliche Stille lastete auf dem Haus. Hier konnte und wollte er nicht bleiben.

Maawiya packte eine Decke, Vorräte und eine Wasserflasche sowie seine Waffen und Kampfausrüstung ein. Er ging auf direktem Weg zum Palast. Die Wachen vor dem Thronsaal warfen ihm beunruhigte Blicke zu, doch er beachtete sie nicht, sondern stieß, ohne ein Wort zu verlieren, die Saaltür auf.

Arybbas war allein und saß gedankenverloren auf seinem Thron. Die Seeungeheuer blinzelten ihn verschlafen an. Der Saal, das Licht, das Wasser; sie waren düsterer, als Maawiya es in Erinnerung hatte. Doch damit wollte er sich jetzt nicht aufhalten.

Ohne Begrüßung kniete er sich vor dem Thron nieder und wartete, bis der Fürst ihm seine Aufmerksamkeit schenkte. Er spürte den prüfenden Blick von Arybbas auf sich, und doch verging einige Zeit, bis er ihn ansprach.

»Du kommst spät, Maawiya.«

»Lord Arybbas, Fürst von Adalia, der du mein Lehnsherr bist und ich dir Treue und Gefolgschaft geschworen habe, höre, was ich dir zu sagen habe. Der Tod von Lean und das Auftauchen ihrer Mörderin haben meinen mentalen Schutz schwer beschädigt. Ich benötige Zeit, um ihn wiederherzustellen, und verlange deshalb von dir, mich von all meinen Pflichten zu befreien.« Seine Stimme war fest und fordernd.

Der Fürst starrte ihn ungehalten an, die Macht wirbelte in seinen Augen. »Bist du verrückt geworden, Maawiya? Für dieses unverschämte Verhalten sollte ich dich in Ketten legen lassen!«

»Es ist ernst, Arybbas. Entbinde mich von meinen Pflichten!«

»Ich brauche dich. Ich brauche dich hier und jetzt an meiner Seite. Als meinen Gesandten und Freund.« Die Haltung des Fürsten war unnachgiebig. »Ist dir nicht klar, wie bedeutsam die Ereignisse sind? Dir kann unmöglich der weiße Feuerdrache am Himmel entgangen sein. Er hat *ibr* Kommen angekündigt, so viel steht fest! Nach über fünfhundert Jahren ist wieder ein Mensch in unser Land gekommen.«

Maawiya brauchte all seine Selbstbeherrschung, um seinem Fürsten nicht an die Kehle zu springen. *Ja, in der Tat, es sind bedeutsame Ereignisse. Denn dieser Mensch hat meine Schwester ermordet, und ich hätte mich fast gewandelt.* Bei diesen Gedanken ballte er seine Hände zu Fäusten, die Krallen fuhren heraus und bohrten sich in sein Fleisch. Der Schmerz half ihm, sich nicht auf der Stelle in den Tiger zu verwandeln.

Laut sagte Maawiya: »Ich mahne dich! Der Treueschwur zwischen uns beruht auf Gegenseitigkeit. Ich diene dir, dafür beschützt du mich. Muss ich dich daran erinnern?« Seine Stimme war nüchtern, hatte jedoch einen drohenden Unterton. »Und jetzt kannst du mich nicht mehr beschützen. Um unser aller Wohl: Gib mich frei! Entlasse mich aus deinem Dienst.« Er musterte Arybbas aus seiner knienden Haltung heraus.

Arybbas spannte sich an und ballte die Fäuste, die dunklen Wellen auf seiner Haut wogten hin und her. »Was redest du da? Wovor soll ich dich beschützen? Ich habe dir bereits zwei Tage Zeit gegeben, um deine Angelegenheiten zu regeln. Heute ist der dritte Tag, und ich wollte dich schon rufen lassen. Ich brauche dich, ich werde dich nicht von deinen Pflichten befreien. Du bleibst hier.«

Maawiya holte tief Atem. Die Worte fühlten sich an wie Staub in seinem Mund. »Du musst mich gehen lassen. Ich stehe kurz davor, mich zu wandeln.«

Der Fürst erbleichte. Alle Strenge wich aus seinem Gesicht. »Was macht dich so sicher?«

»Kannst du nicht fühlen, in welchem Zustand ich mich befinde?«

Arybbas sackte fast unmerklich in sich zusammen. Seine Stimme erstarb zu einem Flüstern: »Nein, mein Freund. Seit Kadmeia fort ist, fühle ich nur wenig. Die Macht in mir verebbt, jeden Tag wird sie kleiner.« Er stand auf, stieg die Stufen vom Thron herab und legte seine Hände auf Maawiyas Schultern. »Bitte knie nicht vor mir. Du weißt,

wie zuwider mir das ist. Wir brauchen dich. Bleib hier, für mich, für die Dewas in Adalia, für unser Volk.«

Maawiya blieb weiter auf den Knien und hielt den Kopf gesenkt. Mit gepresster Stimme gestand er seinem Fürsten: »Mein Geisteszustand ist fragil, ich habe, ohne es zu bemerken mein Stadthaus zertrümmert. Ich werde Zeit benötigen, um meine mentale Stärke wieder zurückzuerlangen.« Maawiya blickte auf, direkt in die machtvollen Augen seines Fürsten. »Arybbas, ich bin eine Gefahr für unser Volk und keine Hilfe. Gib mich frei.« Und noch einmal wiederholte er, dieses Mal jede Silbe betonend: »GIB MICH FREI!«

Der Fürst war über die wiederholte Forderung, die eigentlich als Bitte formuliert sein müsste, mehr alarmiert als über die Bedeutung der Worte. Ohne Mühe zog er seinen Gesandten auf die Beine und entdeckte dabei das Blut an seinen Händen.

Maawiya schloss sie schnell, damit Arybbas nicht seine ausgefahrenen Krallen sah. Aber er war zu langsam.

Der Fürst nahm seine blutverschmierten Hände in die seinen und öffnete die geballten Fäuste. Nachdenklich betrachtete er die Tigerkrallen. In kürzester Zeit schlossen sich die Wunden von Maawiya.

Der Fürst der fließenden Wasser rang sichtlich mit sich. Schließlich nickte er knapp und legte seine rechte Hand auf Maawiyas Herz. Mit ernster Stimme intonierte er: »Sir Maawiya, Abgesandter von Adalia, ich entbinde dich für die Zeit deiner Rekonvaleszenz von all deinen Pflichten, die ich dir im Namen von Adalia auferlegt habe. Von deinem Treueschwur entbinde ich dich nicht. Er bleibt unvergessen.«

Arybbas' azurblaue Aura legte sich kurz um Maawiya und löste alle seine Verpflichtungen, die im Netz der Magie eingewebt waren, auf. Dabei verschwand der Großteil der kupferroten Strähnen in seinem Haar. Nur ein strahlender Kupferfaden, sein Treueschwur, blieb mit der Aura des Fürsten fest verbunden.

»Säume dich nicht. Ich werde dich bei Zeiten wieder zu mir rufen.«

Und damit war Maawiya entlassen. Erleichterung überkam ihn. Erst jetzt bemerkte er, wie viel ihn die auferlegten Pflichten seit Jahrhunderten abverlangt hatten. Und er empfand tiefes Mitgefühl für Arybbas, trug er doch weit schwerer an der Bürde, sein Volk in diesen zerütteten Zeiten zu führen. Wie viele Schwüre und Verpflichtungen war er über die Jahrhunderte eingegangen? Das Ansinnen von Hetairos, ihn davon zu befreien, um Lady Kadmeia zurückzuholen, kam ihm auf einmal gar nicht mehr unverschämt, sondern wie eine Verheißung vor.

Maawiya verbeugte sich tief und mit neu gewonnener Hochachtung, dann verließ er wortlos den Thronsaal.

*

Er zog sich heimlich an einen Ort zurück, an dem ihm sein Fürst nie suchen würde. Er brauchte Zeit, alle Zeit, die er bekommen konnte. Und er war fest entschlossen, sie nicht zu vergeuden.

Seit Tagen saß er am Höhleneingang zu den Nebelpfaden und schaute auf die Weite des Meeres hinaus. Hier hatte er seine Schwester das letzte Mal umarmt, und hier war er auf Diana gestoßen. Diana, die anstelle von Lean auf ihn gewartet hatte. Diana, die nun mit seinem Leben unwiderrufflich verbunden war.

Gefühle von Hass, Rache und Mordlust wallten in ihm auf. Gefühle, die er nicht haben wollte, und denen er sich nicht ausliefern durfte.

Konzentrier dich, mahnte er sich, *du musst dich konzentrieren*.

Er beobachtete das Kommen und Gehen der Wellen am Strand, den Rhythmus von Ebbe und Flut. Er studierte das Hereinbrechen der Nacht, die das Licht des Tages stahl und doch selbst voller Helligkeit war. Dann betrachtete er das Heraufdämmern des Morgens, der die Dunkelheit schmolz und bei genauerem Hinsehen, den Schatten beherbergte.

Maawiya krallte sich an die Worte Hetairos, dem gefürchteten Fürsten von Schattenfall, wie ein Ertrinkender, der sich an eine Rettungsleine klammerte. Wieder und wieder lauschte er den Worten in seiner Erinnerung: *Es gibt immer zwei Seiten. Es existiert kein Kommen ohne Gehen, kein Leben ohne Tod. Es sind immer die zwei Seiten einer Münze, die sich komplettieren. Sie sind niemals getrennt. Leben und Tod sind eine ungeteilte Einheit, die sich in fließender Bewegung befindet.*

Maawiya erkannte, was er schon immer gewusst, aber in seiner Trauer vergessen hatte: Alles und alle waren miteinander verbunden und standen in einem ewigen Austausch. Sein Hass schmolz, und sein Rachedurst und die Mordlust lösten sich auf in diesem Bewusstsein. *Diana war nicht von ihm getrennt, und er war nicht getrennt von Diana.*